

Peter Paul Kaspar, Linz

Musik: Ornament am Rand der Liturgie?

Impulse zur Erneuerung der liturgischen Feierkultur

Kunst und Symbol bilden seit jeher die zweite Sprache des Gottesdienstes: Neben dem Wort – in freier Rede oder im Vortragen festgelegter Texte – gab es zu allen Zeiten die im Gesang überhöhte Sprache, das Zeichen, die Geste, das festliche Gewand, die erlesenen Geräte, den sakralen Raum, seine bildliche Gestaltung und die geistliche Musik, in den Anfängen sogar das gemeinschaftliche Mahl.

Die Suche nach der Rolle der Kirchenmusik heute

Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die Tatsache, dass die Musik bei unseren durchschnittlichen Gemeindegottesdiensten meist eine karge Rolle am Rand spielt: ein paar Strophen Gemeindegesang und ein paar Takte Orgelmusik, beides meist in schlichter bis dürftiger Ausführung. Ein unbedeutendes Ornament, vergleichbar einem billigen Strauß Blumen, vielleicht sogar Kunstblumen, von denen man ein paarmal im Jahr den Staub bläst. (Die noch schlichtere Wochentagsmesse und der üppige Festgottesdienst „zu allen heiligen Zeiten“ mögen unberücksichtigt bleiben.) Der sonntägliche Gemeindegottesdienst wird hier als Regelfall gesehen. Er ist der Normalfall, also auch die Norm der christlichen Auferstehungsfeier.

Wenn man diesen Zustand zur Sprache bringt, hört man folgende Argumente:

- Eine bessere Kirchenmusik kostet zuviel Geld, – obwohl der Wohlstand in unserem Land noch nie so hoch war wie heute und auch die Gemeinden ihr Auskommen finden.
- Man findet keine Musiker, vor allem keine Organisten, – obwohl es durch den Aufschwung des Musikschulwesens und anderer Lehranstalten noch nie so viele musizierende Kinder und junge Erwachsene gab.
- Die Gläubigen wollen gar nicht mehr Musik, – obwohl sorgfältig musikalisch gestaltete Gottesdienste in den Städten, in denen sie angeboten werden, nicht nur an Festtagen gut besucht sind.
- Die Menschen wollen statt alter Gesänge neue und rhythmusbetonte geistliche Lieder, – obwohl es kaum Gemeinden gibt, die das wöchentlich und in guter musikalischer Qualität anbieten.
- Man fände keine Gläubigen, die bereit sind, im Gottesdienst zu musizieren, – obwohl es in vielen Messen mitfeiernde Kinder und Erwachsene gibt, die gern musizieren, aber nie dazu eingeladen werden.

Die Gemeinden, die Seelsorger und die Mitarbeiter in den pfarrlichen Kreisen könnten sich einmal die Frage stellen, welchen Wert die Musik in ihren Gottesdiensten hat. Dieser Wert wird in der Regel in derselben Kategorie rangieren, in der man den Blumenschmuck, die Beleuchtung, die Kirchenglocken, die Teppiche und andere Utensilien findet. Das Kirchenbudget mag als Richtwert dienen.

Wenn die Musik tatsächlich bloß ein Ornament oder ein Gebrauchsobjekt dieser Art ist, dann kann man auch noch mehr sparen und im Notfall ohne sie auskommen. Und eine gute Stereoanlage wäre überhaupt die kostengünstigste und pflegeleichteste Lösung. Das Platenauflegen kann ja der Mesner nebenher besorgen. Für die Musikauswahl wäre dann der Liturgieausschuss zuständig.

Spätestens an dieser Stelle wird sich der erste Widerspruch einstellen: Es gehe doch um die vom letzten Konzil geforderte aktive Teilnahme der Gemeinde an der Liturgie. Wenigstens die Gläubigen sollen ihre Lieder singen können. (Ob sie das überhaupt wollen, ist manchmal schwer zu sagen.) Andererseits erschöpft sich in den meisten Sonntagsmessen die musikalische Gestaltung im Absingen einiger Liedstrophen. Und das macht die Feier ungefähr so festlich wie eine Singstunde in der Schule.

Es ist zugegebenermaßen gegenwärtig nicht leicht, die Rolle zu umschreiben, die Musik im Gottesdienst einnehmen sollte: Das karge Sonntagsmenü scheint zu bescheiden, den bisherigen Aufwand bei Hochämtern an Hochfesten auch auf alle Sonntage auszudehnen ist nur in Cathedral- oder wenigen ausgewählten Kirchen leistbar und für einfache Pfarrgemeinden wohl auch unsinnig. Was also – ist zu fragen – soll Musik im Gottesdienst überhaupt leisten? Oder um es weniger betriebswirtschaftlich zu sagen: Was ist die Aufgabe der Musik im christlichen Gottesdienst?

Eine Hauptrolle beim Feiern von Festen

Die Sonntagsliturgie ist die wöchentliche Gemeindeversammlung, das wöchentliche Osterfest, die christliche Art, den biblischen Sabbat zu feiern, spiritueller und sozialer Höhepunkt der Woche und des Sonntags. Es ist zugegebenermaßen nicht so leicht, jede Woche ein Fest zu feiern. Doch wenigstens als kleines zyklisches Fest im Wochenrhythmus, als Aufatmen unter der Last des Alltags und fröhliches Zusammentreffen Gleichgesinnter sollte dieses häufige Fest gelingen.

Man stelle sich nun ein Fest ohne Musik vor, eine Hochzeit etwa. Eine Eheschließung in einer nur gesprochenen Trauungszeremonie, ohne Tafelmusik, ohne Tanz, ja ohne ein einziges Lied vor der Heimkehr der Gäste. So traurig würde man wohl nicht einmal ein Begräbnis begehen. Es gilt für alle Kulturen, dass man besondere Anlässe nicht ohne Musik feiert, ja dass meistens in der Musik das gemeinsame Ausdrucksmittel für Feierlichkeit besteht. In der Kleidung und in den Speisen wird man sich leichter bescheiden, als in Musik und Tanz. (Heute würde die Tonträgerindustrie den Notbehelf liefern.)

Dass die Tradition des christlichen Kultes weithin auf den Tanz verzichtet hat, wäre einer eigenen Überlegung wert. Doch hat sie seit ihrem Entstehen aus dem jüdischen Gottesdienst nie auf Musik verzichtet. Die gegenwärtig dürftige Rolle in den mitteleuropäischen Gemeindegottesdiensten ist vielleicht überhaupt ein Sonderfall in der Geschichte der katholischen Liturgie und hat sich erst in den letzten dreißig Jahren entwickelt, also seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–65). Die dort entwickelte Liturgiereform (1963) hat die musikalische Dürftigkeit zwar nicht angeordnet, doch wahrscheinlich unbeabsichtigt mitverursacht.

Der unbeabsichtigte Kulturschock des Konzils

Die Einführung der Volkssprache in die Liturgie und die Hochschätzung der aktiven Teilnahme der Gläubigen haben dem katholischen Gottesdienst einen tiefgreifenden Kulturschock versetzt. Bisher Vorgeschriebenes wurde verboten und bisher Verbotenes wurde vorgeschrieben. Die Musik fiel aus ihrem seit Jahrhunderten entwickelten Regelkanon. In den ersten Jahren nach der Reform kam es zu einer umfassenden Krise der Kirchenchöre und der lateinischen Kirchenmusik. Mit dem Aufkommen des „Neuen Geistlichen Liedes“ und des „Sacropop“ (um die unglücklichen Ausdrücke „Jazzmessen“ und „rhythmische Messen“ zu vermeiden) entstand wenigstens eine zweite Schiene neben dem herkömmlichen Kirchenlied.

Inzwischen haben sich viele Kirchenchöre wieder konsolidiert, sind Scholen, Jugendchöre und andere Ensembles entstanden, hat sich aus Taizé eine neue Weise meditativen Singens ausgebreitet und ist das mehrstimmige Singen und die Aufführung alter, auch lateinischer Kirchenmusik wieder in Gebrauch gekommen. Man hat entdeckt, dass die vom Konzil geforderte aktive Teilnahme der Gläubigen auch im aktiven Zuhören, im meditativen Schweigen und im inneren Engagement bestehen kann. Der nachkonziliare liturgische Aktionismus ist im Abklingen.

In den Jahren nach der Liturgiereform gab es viele ambitionierte Seelsorger und Gemeinden, die mit ehrlichem Engagement und üppiger Phantasie den Sonntagsgottesdienst neu gestalten wollten. Machmal hatte man den Eindruck, als gelte es, die Liturgie neu zu erfinden. Der seither einsetzende Selektions- und Gewöhnungsprozess hat vieles aus dieser Experimentierphase als unbrauchbar erwiesen, manches in den Fundus des Erprobten und Bewährten übernommen, und vor allem eines gelehrt: Die Messe muss nicht jeden Sonntag neu erfunden werden. Es gibt sie schon.

Die kirchliche Sprechweise von der „Gestaltung des Gottesdienstes“ lässt allzu leicht vergessen, dass die Eucharistiefeier bereits – und das fast seit den Urzeiten der Kirche – eine Gestalt gefunden hat. Diese Grundgestalt ist immer wieder neu, mit Kenntnis und Können, mit Einfühlung und Sorgfalt, mit Lust und Liebe zur Liturgie und zu den Menschen, die sie feiern, zum Leuchten zu bringen. Dazu hilft weder das strenge Ablesen vorgeschriebener Texte und die nüchterne Exekution vorgegebener Riten, noch die bloß auf stete Abwechslung bedachte Innovationssucht experimentierfreudiger Gruppen.

Inzwischen haben die Mühen der Ebene ihren Lerngewinn bewirkt: Man kann nicht sechzig Mal im Jahr und das über viele Jahre hinweg immer wieder neue Liturgien erfinden. Und gerade im Wiedererkennen des bereits Vertrauten liegt ein Teil der Faszination ritueller Handlungen. Letztlich wird man Vorgegebenes und Althergebrachtes in stets neuer Weise vollziehen – in der Dialektik von Tradition und Innovation, von Erneuerung des Alten und Rückbindung des Neuen, von Regel und Reform. Die Identität des Christlichen wie auch der Liturgie erweist sich somit am Wandel. Was sich nicht verändert, ist tot. Das Grundprinzip des Lebens ist Verwandlung.

Nach den Jahren der Reform sind die Jahre der Ermüdung gekommen. Man hat oft den Eindruck, dass den vielen um die Liturgie bemühten Seelsorgern sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Luft ausgegangen ist. Die dauernde Suche nach Neuem mündet in eine ähnliche Ermüdung, wie sie das Alte hinterlassen hat. Ein neuer und gültiger Stil des Feierns wurde gesucht und nur in Ansätzen gefunden. Man erinnert sich gelegentlich der alten vorkonziliaren Liturgie mit einer verschwommenen Sehnsucht nach Vergangenen,

von dem man nicht recht weiß, ob es wirklich so war, wie man es in der Erinnerung aufbewahrt.

Die Sehnsucht nach der alten Liturgie

Von älteren Menschen hört man immer wieder die paradoxe Mitteilung, dass sie in unseren heutigen Gottesdiensten etwas vermissen, das sie in der Zeit der lateinischen Liturgie intensiv erleben konnten: eine Art religiöser Erfahrung im wenig verstandenen, doch vielfach gedeuteten und mit einem geheimnisvollen Nimbus ausgestatteten Ritual des alten Kirchenlatein. So problematisch die häufig daraus gezogenen Folgerungen sind, so bedenkenswert ist die Beobachtung, die uns hier vermittelt wird: Man muss nicht im sprachlichen Sinn verstanden haben, wenn man religiöse Erfahrungen machen will.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, muss man wohl ein paar voreilige Folgerungen abwehren:

- Es ist nicht die lateinische Sprache, auf der allein der Segen Gottes ruht. Die ehemals hebräisch/aramäische und griechische Liturgie und die anderen heutigen Kultsprachen der orientalischen Riten widersprechen dem deutlich.
- Der Nimbus des Geheimnisvollen und des Göttlichen wird nicht durch eine gar nicht oder wenig verstandene Sprache hergestellt. Dadurch kann ebenso Unverständnis und Langeweile entstehen.
- Der Streit um die vorkonziliare lateinische Liturgie hat nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine theologische und spirituelle Ebene, im Horizont des Konzils von Trient und der Gegenreformation.
- Die Berufung auf eine zu allen Zeiten gleichgebliebene Liturgie, die sich nicht ändern dürfe, beruht auf historischer Unkenntnis. Liturgie war stets im Fluss und hat sich in Symbol und Formel oft gewandelt.

Wenn man auch die kurzschlüssige Forderung nach der Wiedereinführung der alten lateinischen Liturgie aus guten Gründen nicht erfüllen wird – als tolerierter Ritus für kleine Gruppen wurde die „alte lateinische Messe“ ohnehin gestattet – so lohnt es sich dennoch, über den oben besprochenen Sachverhalt nachzudenken: Was konnte die alte lateinische Liturgie, was die heutige deutsche nicht kann?

Die beiden Sprachen der Liturgie

Soweit wir in die Frühzeit des christlichen Kultes zurückblicken können, gab es immer eine doppelte Ebene der liturgischen Mitteilung und Erfahrung: einerseits die Sprache der Worte (im Lesen bestimmter Texte und in freier Rede), andererseits die Sprache der umfassenden Sinnlichkeit (im Vollzug bestimmter Gesten und Riten, in Gesang und Bild, in Essen und Trinken, in Form der Zeichen und Symbole). Man könnte von der doppelten – der verbalen und der nonverbalen – Sprache des Gottesdienstes sprechen. Man muss von den schlichten Wochentagsgottesdiensten und von Notsituationen absehen, um zu erkennen: die wöchentlichen Feiern der Gemeinde waren stets von dieser doppelten Gestalt bestimmt: das gesprochene Wort und die vielgestaltige Welt der Sinnlichkeit.

An der ohnehin fließenden Grenze zwischen diesen beiden Sprachen des Gottesdienstes befindet sich das gesungene Wort. Denn im Gesang findet sowohl die sprachliche Mitteilung statt, als auch die sinnliche Hörerfahrung von Melodie, Rhythmus und Klang. (Ausge-

nommen sind hier Vokalisieren und rein melismatische Gesänge.) Besonders deutlich wird dies im Sanctus, das man ungern sprechen möchte, weil es geradezu danach drängt, gesungen zu werden. Auch die alte lateinische Liturgie stand an dieser Grenze, weil sie für den Lateinkundigen sprachliche Mitteilung, für alle anderen aber sinnlich wahrnehmbares Symbol für Fremdes, Göttliches, Transzendentes und Geheimnisvolles war.

Es hat den Anschein, als habe man zu manchen Zeiten leichter auf die allgemeine Verständlichkeit der sprachlichen Ebene verzichtet, als auf die sinnliche und zeichenhafte Gestaltung der Liturgie. In Zeiten der lateinischen Klerus- und Mönchsliturgie konnte auf diese Weise immerhin die reiche Sprache der Zeichen, der Symbole und der Kunst das einfache Volk erreichen. Es ist vermutlich ein voreiliger Schluss, der lateinkundigen Gemeinde zu unterstellen, sie habe nichts verstanden. Sie hat wahrscheinlich nicht alles verstanden, manches auch falsch verstanden – und sie hat vor allem vieles auf andere Weise verstanden, als dies eine volkssprachliche Liturgie leisten könnte. Auch die Sprache der sinnlichen Erfahrung ist eine Sprache, ein Kommunikationsmittel, eine Erfahrungsebene.

Die voreilige Annahme der Zeit nach dem letzten Konzil, mit der Einführung der Volkssprache im Gottesdienst würde nun alles verständlich, erwies sich als Irrtum. Heute müssen sich junge, in dieser erneuerten Liturgie aufgewachsene Christen von älteren Christen aus der Zeit des Kirchenlateins darüber belehren lassen, was uns die Liturgie sagen will. Zwar bekommt man heute viel zu hören, wenn der Gottesdienst lang ist, doch wird ein großer Teil gar nicht wahrgenommen, vieles trotz der deutschen Sprache nicht recht verstanden und bleibt in der metaphorischen und anspielungsreichen Rede der Liturgie dem Nichttheologen ohnehin fremd. Dass man mit der Übersetzung der Liturgie in die Landessprache deren Inhalt verständlich machen könne, blieb ein frommer Wunsch. Die Fremdheit wurde für sprachensible Menschen sogar verschärft: Man hört nun in seiner Muttersprache Dinge, die man nicht versteht.

Der Preis des Verstehenwollens

War die Liturgiereform des Konzils stark vom Wunsch nach der allgemeinen Verständlichkeit in einem sehr rationalen Sinn geprägt, so hat es den Anschein, als habe man seither den Preis des unbedingten Verstehenwollens bitter bezahlen müssen. Was man nämlich in seiner Muttersprache hört, müsse – so meint man wenigstens – direkt und ohne Erklärungen verständlich sein. Doch nun musste man merken: Man hat wohl den Wortlaut verstanden, jedoch weniger das Gemeinte und womöglich schon gar nicht die Hintergründe und Zusammenhänge.

Um es an einem zugegebenermaßen recht drastischen Beispiel zu sagen: Was versteht ein durchschnittlich gebildeter Messbesucher, wenn der Zelebrant eine runde Scheibe, die wie Papier aussieht, hochhält und dazu sagt: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt“? Und was versteht er, wenn darauf die Gemeinde antwortet: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“? Was heißt hier Lamm, welche Sünde hat die Welt begangen, wo ist mein Dach, wie lautet das Wort, und was macht meine Seele gesund? Die multiple Metaphorik der Bibelzitate, symbolischen Anspielungen und archaischen Reminiszenzen dieser kleinen liturgischen Szene könnte man in einem eigenen Predigtzyklus erläutern.

In der nachkonziliaren Zeit waren viele engagierte Christen (so auch der Verfasser dieses Beitrags) der Meinung, nun würde die erneuerte Volksliturgie ihren Siegeszug inmitten

einer erneuerten Kirche antreten. Erst langsam wurde die allgemeine Lähmung spürbar, die sich in den sonntäglichen Gemeindegottesdiensten auszubreiten drohte, nicht unähnlich der Lähmung, die eine im Erneuerungsprozess stagnierende Hierarchie spüren lässt. Nachdem man sich ein paar Jahre am Deutsch des Pfarrers sowie der Lektorinnen und Lektoren sattgehört hatte, kamen neue, eigentlich unerlaubte Textvarianten auf. Doch auch diese Texte verbrauchten sich schnell. Die neue Bibelübersetzung in schlichtem und unpathetischem Alltagsdeutsch wurde schnell zu dem, wozu man sie gemacht hatte: simple und ausdruckschwache Alltagssprache.

Viele Priester spürten das sprachliche Ungenügen und verdoppelten ihre Anstrengungen, leider zumeist in sprachlicher Form. Die bemühte und wenig eindringliche Rede verbreitete sich wie ein Krebsgeschwür über die ganze Liturgie. Und die wenigen Zeichen und Gesten wurden auch noch kommentiert und auf diese Weise sprachlich überwuchert. Das Geschenk der Sprache wurde zur Bedrohung: Seit sich Zelebranten nicht mehr lateinisch zu Wort melden, fehlt jede quantitative und qualitative Hemmung. Banalitäten des Alltags mischen sich unter mittelalterliche liturgische Formeln, private Frömmigkeit verbindet sich mit abstrakten Fürbittgebeten, schlechte Modetheologien ersetzen schlechte Traditionstheologien. Selbstverständliches wird oft und umständlich angekündigt oder wiederholt: „Wir heißen nicht nur Kinder Gottes, sondern wir sind es auch. Deshalb wagen wir zu sprechen ...“. Liturgische Kommandos treten an die Stelle des schlichten Vorbilds: „Gebt einander ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung!“

Gelegentlich meldet sich ein Bischof zu Wort und weist darauf hin, dass die Liturgie der Messe – mit wenigen klar definierten Ausnahmen – von Rom aus geregelt sei. Das hört sich nach autoritärer Regel an und ist es wohl auch zu einem guten Teil. Doch ist es zugleich ein vernünftiger Versuch, den übereifrigen und wenig erleuchteten Bemühungen frommer Zelebranten und bemühter Liturgieausschussmitglieder Einhalt zu gebieten. Der Versuch bleibt vergeblich. Die Sprachwucherungen ersticken in vielen Gemeindegottesdiensten das Wort und das Zeichen. Zumal auch manche Bischöfe der frommen Geschwätzigkeit erliegen und ihren Seelsorgern auf dem Weg zum liturgischen Erstickungstod vorangehen. „Es wird viel geredet und wenig gesagt.“ So lautet das enttäuschte Resümee mancher nachdenklicher Kirchenbesucher. Diagnose: liturgischer Sprachkrebs.

Die Balance von Wort und Zeichen

Diese ernüchternde Diagnose ist in all ihrer Härte notwendig, um über eine Therapie der kranken liturgischen Praxis nachdenken zu können. Sie wird sich, wenn sie nicht in die Irre gehen will, nicht an vordergründiger Attraktivität orientieren dürfen: Nicht das, was vielleicht mehr Besucher in die Kirche bringen mag, ist anzustreben, sondern das, was liturgisch, theologisch, sozial und spirituell richtig ist. Die Versuche, mit unterhaltsamer Musik und spritzigen Moderationen eine Art von religiöser Sonntagsshow zu inszenieren, mögen gut gemeint sein. Sie sind jedoch letztlich ein Verpackungsschwindel und versprechen Unterhaltung, wo religiöse Erfahrung gemacht werden soll. Zudem gibt es das Übergenie nicht einmal im professionellen Entertainment, das ein Publikum sechzig Mal im Jahr in die Amüsierscheune lockt. Intellektuelle und religiöse Redlichkeit ist angesagt.

Um zur Diagnose „Sprachkrebs“ auch noch das pathogene Umfeld zu benennen: Die Liturgie ist aus ihrer Balance gekippt. Die Balance zwischen Wort und Zeichen, zwischen Sprache und Symbol, zwischen Mitteilung und Sinnlichkeit ist verlorengegangen. Das

vorkonziliare Latein war beides: Wort, weil es etwas zur Sprache brachte, und Zeichen, weil es in seiner indirekten Verständlichkeit ein Verweis auf Jenseitiges war. Zudem legten die strengen Regeln des alten Ritus dem Wort jene Zügel an, die es nicht ins Beliebiges und Bedeutungslose absinken lassen. Das alte Kirchenlatein war sowohl selbst ein Balanceakt zwischen Sprache und Symbol, als auch Katalysator für eine reiche Symbolsprache in Architektur, bildender Kunst und Musik. Das klassische barocke Hochamt war auf diese Weise das große abendländische Gesamtkunstwerk – Jahrhunderte vor der Idee Richard Wagners. Die Sehnsucht jener, die nach der Liturgiereform enttäuscht nach lateinischen Hochämtern rufen, greift zwar zu kurz, aber in die richtige Richtung: Es geht um die Balance zwischen Wort und Zeichen.

Die liturgische Reformambition des Konzils war in ihren Grundprinzipien richtig. Das nur teilweise Gelingen dieser Reform hängt wohl damit zusammen, dass man meinte, eine Reform in Art eines einmaligen Einschneidens in die Entwicklung der Liturgie machen zu können. Dieses Missverständnis ist jedoch seinerseits verständlich, wenn man bedenkt, dass es seit dem Konzil von Trient nur geringfügige Änderungen und keine wirkliche Reform gab. Die erste Reform nach vierhundert Jahren schien also für wiederum lange Zeit gültig sein zu können. Tatsächlich war jedoch die Zeit seit Trient beinahe ein jahrhundertelanger Stillstand; und nun war Bewegung in etwas gekommen, das sich letztlich bewegen muss, um leben zu können. Streng gesagt: Liturgie muss lebendige Liturgie sein. Erstarrete, tote Liturgie gehört ins Museum. Dort kann sie mit gestickten Messgewändern und vergoldeten Kelchen ausgestellt bleiben. Gefeierte wird nur lebendige – also sich verändernde – Liturgie. Was sich nicht mehr verändert, wandelt, reformiert, ist tot.

Dieses eine Missverständnis der Konzilszeit verband sich mit einem zweiten: In einem seit der Reformation Luthers geradezu krampfhaften Festhalten an gegenreformatorischen Positionen, etwa dem Latein, hatte man dem Anliegen der Aufklärung nach Wissen, Bildung und Transparenz Widerstand geleistet. Das Konzil versuchte in mehreren Anliegen das lange Zeit Versäumte nachzuholen: mit neuer Toleranz, mit der Anerkennung bürgerlicher Freiheiten, mit Argumentation statt Befehl, mit einer Annäherung an demokratische Spielregeln. Im Bereich der Liturgie war es eine logische Folgerung dessen, dass man sich bemühte, das Volk einzubeziehen und aktiv mitwirken zu lassen, seine Sprache zu sprechen und alles allgemeinverständlich zu machen. So wurde die herkömmliche Liturgie mit rationalen Kriterien durchleuchtet und auf den Stand der aufgeklärten Theologie der Nachkriegszeit gebracht. Das war ebenso verdienstvoll für damals, wie es für heute überholt ist. Die weitere Entwicklung war nicht vorgesehen.

Die gesamte Liturgiereform, die Vereinfachung der Symbolsprache, die Übersetzungsarbeit und die Neuformulierung der Texte, lässt den kühlen Atem des damals zeitgenössischen Rationalismus spüren: strikte Nüchternheit und Schlichtheit, nur direkt verständliche und verstandene Zeichen, karge Symbole, einfache und allgemeinverständliche Gesten, alles mit größtmöglicher Beteiligung des Volkes. Kunst und Sinnlichkeit, Poesie und Pathos, Atmosphäre und Ausstrahlung, Kreativität und Spontaneität hatte man kaum im Blick. Diese zeitgeistige Sicht prägte nicht nur das Konzilsgeschehen, sondern vor allem und wohl auch weitaus mehr die nachkonziliare Arbeit an der neuen Liturgie in den Jahren nach 1968. Man darf nicht vergessen, dass das Konzil – bereits 1963 – nur die Initiative zur Liturgiereform ergriff. Die Durchführung zog sich bis in die 70er Jahre hin. Der Zeitgeist

um das signifikante Jahr 1968 prägte die durchaus begeisterten Aufbruchsjahre nach dem Konzil.

Der Stillstand nach dem Sprung

Was rückblickend als ein allzu spätes Nachsitzen des Katholizismus im bisher weitgehend versäumten Schulfach Aufklärung gesehen werden kann, ist keineswegs der Endpunkt, sondern vielmehr die Voraussetzung für die Reform. Die Leistung des Konzils bestand unter anderem darin, dass es die Barriere einer weltabgewandten und alle Andersdenkenden bekämpfenden Kirchengesinnung überwand – gleich einem Reiter, der ein Hindernis überspringt. Aber, und hier ist das Gleichnis fortzusetzen: der Reiter darf nicht beim Hindernis stehenbleiben und seine Leistung bewundern, sie kommentieren und für alle Ewigkeit als End- und Höhepunkt des Reitsports festschreiben. Würde er dies tun, dann hätte er das Hindernis zwar übersprungen, jedoch nicht überwunden.

Die gegenwärtige Situation der katholischen Kirche gleicht in manchem diesem Reiter: Man umsteht das Konzil, bespricht seine Bedeutung, fordert zu neuer Lektüre der Dokumente auf. Doch man vergisst, weiterzureiten. Die nun schon fast vierzig Jahre alten Konzilstexte als Wegweiser in ein neues Jahrhundert zu preisen, ist ein bedenkliches Beispiel rückwärtsgewandten Denkens. Es kommt nicht so sehr darauf an, die alten Konzilstexte immer wieder zu bestaunen, sondern aus ihrem Geist die Zukunft zu meistern. Die Weiterentwicklung der Kirche und ihrer Reform zu betreiben, ist keine Missachtung des Konzils, sondern seine Erfüllung.

So verdienstvoll das Konzil vom „Volk Gottes“ aus biblischer Sicht spricht, die „Gemeinde“ der nachkonziliaren Theologie hatte es noch wenig im Blick. Man sollte es deutlich sagen: Die Kirchenversammlung der frühen Sechzigerjahre konnte keine Antworten auf Fragen geben, die man damals noch nicht (oder kaum) stellte. Das betrifft ebenso die Frauenordination wie das Leben des Christen in einer von einer neuen und andersartigen Dynamik erfüllten Welt. Die rasche und in vielen Bereichen sich geradezu überschlagende Entwicklung der Welt von heute wird ihre Antworten nur zu einem bescheidenen Teil in diesen Texten finden.

Der Zeitgenosse einer mediendominierten, sich globalisierenden, kurzatmigen und „fun“-orientierten Gesellschaft sucht die Antworten auf die wichtigen Existenzfragen in neuen Sprechweisen und Ausdrucksformen. Es mögen letztlich dieselben Antworten sein wie seit alter Zeit, doch er muss sie als seine Antworten in seiner Sprache hören. Das gilt in gleicher Weise für die Lehren einer Glaubensgemeinschaft wie für ihre Art zu feiern. Schließlich findet der Glaube der Christen seinen Ausdruck im Beten und Feiern.

Die Kirche muss sich selbstkritisch fragen, ob das, was sie der Welt anzubieten hat, wirklich als Antwort auf deren Fragen verstanden werden kann. Man hat manchmal den Eindruck, als würden die Träger des Lehramtes, die Hierarchen und Seelsorger viele Antworten auf Fragen geben, die nicht gestellt wurden; und ebenso würden drängende Fragen der Gegenwart nicht als solche erkannt und deshalb nicht beantwortet.

Die Verbalsprache und die Formensprache des Gottesdienstes sind in der Praxis ein starker Beleg für diese Sprachlosigkeit. Das Frage-Antwort-Spiel aneinander vorbei drückt sich in der Kurzformel aus: Viel geredet und wenig gesagt. Der liturgische Wortschwall über die Köpfe hinweg und an den Herzen vorbei schmerzt auf deutsch mehr, als man es im Lateini-

schen überhaupt spüren konnte. Es gibt auch so etwas wie eine geschwätzige Sprachlosigkeit.

Ein Lehrer, dessen Lehren von seinen Schülern notorisch missverstanden werden, sollte die Ursachen nicht nur bei den Schülern suchen. Eine Kirchenleitung, die sich darüber beklagt, dass ihre Weisungen wenig angenommen werden, sagt damit auch etwas über sich selbst, über das Gelingen und Misslingen kirchlicher und hierarchischer Lehre. Die drei Dogmen der letzten 150 Jahre sind – ungeachtet ihres Wahrheitsgehalts – ein Beispiel, wie man etwas konsequent lehren kann, das die „Schüler“ kaum verstehen. Weitere Beispiele sind unschwer zu finden.

Prediger und Zelebranten, die darüber klagen, wie wenig das, was sie reden und tun, bei den Menschen ankommt, erleben eine ähnliche Situation. Inmitten eines respektgebietenden archaischen Rituals versuchen sie etwas zu feiern, was zwar viele Menschen suchen, was jedoch nicht auf billige Weise zu haben sein wird: der Weg zu sich selbst, zu den Mitmenschen, zum Sinn des Lebens, zu Gott. Sie kommen vielleicht vor allem deshalb in den Gottesdienst, weil sie den Sinnverlust im hektischen Getue und Getriebe des Alltags spüren. Schade, dass sie dann oft noch das hektische Getue und Getriebe liturgischer Routine erleben müssen.

Eine neue Art zu feiern

Wie kann man Gottesdienst feiern, wenn die Menschen erfüllt sind von einer überschwappenden Welt künstlicher Bilder, wenn sie getrieben sind von der Hektik eines kurzatmigen Lebensstils, wenn sie überfüttert sind von Informationen und Worthülsen, wenn rund um sie alles geprägt ist vom Wettlauf nach Amusement, nach Besitz und Geltung. Um es ganz grundsätzlich zu formulieren: Kommen die Menschen in die Kirche, um dort nach den Spielregeln ihrer Umwelt auch noch ein Häppchen Religion verabreicht zu bekommen? Oder suchen die Menschen nicht eher abseits ihrer Alltagswelt einen Kontrastraum, in dem sie nach anderen Regeln Mensch sein können, in dem sie Antworten auf sonst kaum gestellte und nicht beantwortete Fragen suchen können?

Auf der Suche nach dem „zeitgemäßen“ Gottesdienst gerät man allzu leicht in die Falle, in der Kirche den außerkirchlichen Standards zu gehorchen: in der banalen Sprache des Alltags, in der Musik der Konsumzentren, im schnellen Rhythmus der elektronischen Medien und im Design der Einkaufswelten. Und das macht ja die Suche nach einer zeitgemäßen Form, Liturgie zu feiern, so schwer: Auf der einen Seite will man nicht einen trockenen „Gottesdienst nach Vorschrift“ feiern, andererseits sind die Ausdrucksformen und Mittelungsweisen der zeitgeistigen Welt häufig das, wovon der Mensch Befreiung in der Religion sucht. Doch wenigstens das lässt sich sagen: *Die Balance sollte wiederhergestellt werden:*

- eine Balance zwischen Sprache und Zeichen, zwischen verbaler Mitteilung und sinnlicher Erfahrung, zwischen Text und Musik;
- eine Balance zwischen Aktivität und Kontemplation, zwischen Reden und Schweigen, zwischen Ereignis und Stille;
- eine Balance zwischen Althergebrachtem und Neuerfundenerem, zwischen Tradition und Innovation, zwischen Rubriken und Phantasie;
- eine Balance zwischen Aktivität nach außen und Aktivität nach innen, zwischen Singen und Musikhören, zwischen Geben und Nehmen;

- eine Balance zwischen Lehre und Autonomie, zwischen Bevormundung und Selbstbestimmung, zwischen Dogma und authentischem Glauben.

Authentisch feiern

In Gemeinden, in denen sich viele am Gottesdienst engagieren, hätte man oft gerne bindende Regeln, mit deren Hilfe man Interessenskonflikte austragen kann. Der Streit um die Gestaltung der Liturgie kommt immer wieder an einen Punkt, wo gern jeder recht behalten möchte: die Hierarchie, die Rubriken vorschreibt, und der Zelebrant, der sich als Person einbringen will; der Pfarrer, der sich für den Gottesdienst letztverantwortlich fühlt, und die Mitarbeiter, die ihre eigenen Ideen verwirklichen wollen; die Sangesfreudigen, die vor allem ihre Lieblingslieder singen möchten, und der Musikprofi, der nur „gehobene Qualität“ (was immer das sein mag) zulässt.

Am letzten Beispiel kann die Lösung auf den Punkt gebracht werden: Mit dem Spruch „Für Gott ist das Beste gerade gut genug“ kann man jede gut gemeinte und nützliche Mitarbeit abwürgen. Natürlich ist Gott das Beste zu geben, jedoch nur das Bestmögliche. Die Gemeinde soll so gut singen, als sie es vermag, weshalb man ihr auch gelegentlich eine kurze Probe zumuten kann. Der Kirchenchor soll wertvolle Werke zu Gehör bringen, jedoch in verantwortbarer Qualität. Ein Kantor singt gern der Gemeinde vor – Schulung und Vorbereitung sind zumutbar. Der Organist soll gute Musik machen, doch dazu wird er auch üben müssen. Die Jugendgruppe will ihre rhythmusbetonten Gesänge einbringen, jedoch hoffentlich selbstgespielt, und nicht von einer eingeflogenen Mietband produziert.

Das entscheidende Kriterium ist also nicht irgendeine (ohnehin nebulose) Qualität, sondern die *Authentizität*. Musik soll in erster Linie der ehrliche Ausdruck derer sein, die sie zum Klingen bringen. Und da Musik eine Sprache ist, soll sie auch jene erreichen können, für die sie gemacht wird. Wer etwas zum Gottesdienst beitragen will, soll dies tun dürfen, wenn er es selbst tun will und kann. Unter Beachtung gewisser Spielregeln, auf die sich eine Gemeinde leicht einigen wird, soll jede Musik möglich sein, wenn sie Ausdruck des redlichen Bemühens einer Gruppe ist. An Hochfesten wird man nicht umhin können, zusätzliche professionelle Musiker einzuladen, wie man ja auch bei einem besonderen Fest besonderen Aufwand nicht scheut.

Der Streit um alte oder neue, um traditionelle oder moderne Musik, um lateinische Messen, um deutsche Gesänge oder um religiöse Popmusik ist inzwischen wohl überwunden. Je größer und sozial vielfältiger eine Gemeinde ist, desto weiter wird das Spektrum musikalischer Möglichkeiten sein. Auch in musikalischen Fragen sollte Toleranz und Vielfalt möglich sein. Wohl aber sollte man rein weltliche Musik aus dem Unterhaltungsbereich – etwa bei kirchlichen Trauungen – einschränken.

Auf der Suche nach einer Feierkultur

Kirchenmusik, geistliche Musik, spirituelle Musik erklärt sich immer auch aus dem Zusammenhang, für den sie erfunden und gespielt wird. Sie ist Teil eines größeren Geschehens. Und sie ist ein wichtiger Teil dessen, nicht bloß ein verschämtes Ornament oder eine letztlich überflüssige Beigabe. In der gegenwärtigen Krise der Liturgie stellt sich zugleich mit der Frage nach der Musik auch die Frage nach der Rolle des Zelebranten und der heute arg vernachlässigten „ars celebrandi“. Weiters ist sowohl die erstarrte und formelhafte

Sprache der offiziellen Liturgie und die allzu selten authentische Sprache der Predigt zu erörtern.

Der Raum der Liturgie, die innere Geographie unserer Kirchen und ihre allzu häufig vernachlässigte Symbolik, die Zeichen und Symbole, die Handlungen und Haltungen, die Gewänder und die Geräte und sogar die Bedeutung der Zeit für den jeweiligen Charakter eines Gottesdienstes wollen bedacht sein. Das meiste davon wird kaum beachtet oder wie eine nebensächliche und unwesentliche Kleinigkeit behandelt. Das alles ist deshalb schade, weil die Liturgie sich als Gesamtheit vieler rationaler, spiritueller und sinnlicher Elemente versteht, die sich nur im Zusammenwirken entfalten können.

Über die Musik wird man kompetent und sachgerecht nur im Zusammenhang mit den anderen Elementen des Gottesdienstes sprechen können – in einer Balance zwischen Wort und Symbol, zwischen Sprache und Kunst, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen Diskurs und Erfahrung. Nicht das einzelne Musikwerk ist wie in einem Qualitätskatalog als mehr oder wenig geeignet zu klassifizieren, sondern erhält seinen Wert, sein Gewicht und seine Aussagekraft durch die Ausführenden, die Hörer, aus dem Zusammenhang von Zeit und Ort und der Stellung im gesamten liturgischen Geschehen.

Der Stellenwert und die Aussagekraft der Musik wird auch vom Gottesdienstleiter mitbestimmt. Wie er die Musik ankündigt oder ignoriert, ob er selbst gern sitzend zuhört oder ungeduldig am Altar steht, wie er sich bei den Musikern bedankt: all das kann die Musik auf- oder abwerten. Auch die Ausführenden bestimmen ihren Wert durch Vorbereitung, Sorgfalt und Hingabe. Ein Organist, der erst die dritte Strophe eines Liedes fehlerlos begleitet, entspricht einem Prediger, der unvorbereitet dahinschwätzt. Denn tatsächlich predigt der Musiker, allerdings in seiner anderen Sprache.

Die andere Sprache der Musik

In alten Klöstern kann man noch die Symbolik der doppelten Sprache der Liturgie anschaulich erkennen: Zwei Kanzeln stehen für die Balance zwischen Sprache und Zeichen, zwischen Wort und Musik. Von der einen Kanzel wird gepredigt, auf der anderen Kanzel befindet sich die Orgel (so im oberösterreichischen Stift Wilhering). Dass in langen Zeiten der Kirchengeschichte diese Balance gelang, lässt hoffen, dass sie wieder gelingen kann. Doch dazu muss die Dominanz des Wortes gebrochen werden.

Die Therapie heißt Schweigen. Es sollte keinen Gottesdienst geben, an dem nicht wenigstens an einigen Stellen „die Stille zu Wort kommt“. Wer an das Amen der Predigt nahtlos das Credo anschließt, gibt zu erkennen, dass es sich nicht lohnt, über die Predigt nachzudenken. Die Gebetseinladung „Lasset uns beten!“ ist von diskreter Ironie, wenn der Zelebrant sofort weiterspricht. In jedem Gottesdienst sollte auch die Balance zwischen aktivierender Musik (etwa im Kirchenlied) und meditativer Musik (zum Zuhören, Beten und Nachdenken) gewahrt sein. Wobei der Organist keinen billigen Organistenzwirn abspulen, sondern sich wirklich für Orgelliteratur oder Improvisation vorbereiten sollte. Hier wäre auch die Zeit, Mitglieder der Gemeinde zu Musikbeiträgen einzuladen. Ein schlichtes Lied mit Gitarre, ein Satz aus einer Sonate von Vivaldi, ein Kinderchor – hier werden die musischen Aktivitäten der Gemeinden noch wenig genützt.

Die Sparsamkeit des Wortes sollte sich auch darin äußern, dass der Zelebrant sich alle verbindenden Zwischentexte, die über den Gottesdienst verteilten kleinen Nebenpredigten untersagt. Die vier wichtigen Kategorien der Rede sollten streng getrennt und sparsam

gehandhabt werden: die persönliche Anrede zur Begrüßung und zur Verabschiedung (in der Regel frei gesprochen); das vorgetragene Gebet (in der Regel als offiziell liturgischer Text); die Lesung (in der Regel die Bibeltex-te); die Predigt (in der Regel biblisch). Das ist ohnehin schon ein allzu großes Wortquantum, das man eher beschneiden als ausdehnen sollte. (Die erwünschte Rollenverteilung mindert den Wortüberhang nur wenig.)

Für Geistliche, Prediger, Musiker, Lektoren, Kantoren und Ministranten gilt als – wenigstens grundsätzliche – Regel, dass sie alle Mitwirkende an diesem Gottesdienst und daher nach Möglichkeit sichtbar um den Altar versammelt sind. Die traditionelle Position der Orgel am Westchor wird das leider teilweise behindern. Das Zusammenwirken und die Abfolge sollte in Ruhe, ohne Hektik und ohne große Angst vor kleinen Pausen und Pannen geschehen. Alles, was rund um den Altar geschieht, ist ein Akt der Kommunikation, sollte also freundlich und gelassen und im Blickkontakt mit der Gemeinde geschehen. Ein Pfarrer, der seinen Gläubigen nicht in die Augen schauen kann, legt ein unbewusstes Signal der Distanz und Fremdheit vor.

In der Sparsamkeit der Worte und in der behutsamen Erweiterung der nonverbalen Elemente – also nicht nur der Musik – wird im Gottesdienst das belehrende und schulhafte Element zurücktreten. In den sinnlichen Elementen der Symbole und der Kunst wird auch deutlich, dass man sich Gott nicht auf die kalt rationale, definierende und besitzergreifende Weise nähern kann, sondern eher im Spiel mit den Klängen und Bildern, in sinnlicher Erfahrung, in Gebet und Meditation. In der Musik ist auch ein Ausdruck für jene Festlichkeit möglich, die im Sprechen allzu leicht in hohles Pathos und in Feiertagsrhetorik abgleitet.

Raum für Gotteserfahrung

Unsere Gottesdienste sollten eigentlich ein Raum für religiöse Erfahrung sein, nicht so sehr für Glaubensunterweisung. Wenn viele Menschen sagen, dass sie gerne Kirchen aufsuchen, jedoch nicht bei Gottesdiensten, dann sollte das eine selbstkritische Nachdenklichkeit wert sein. Und dass viele Werke aus dem Fundus der Kirchenmusik fast nur mehr in Konzerten erklingen (von den Passionen bis zur reichlichst vorhandenen Orgelmusik), ist kein gutes Zeichen für den internen Umgang mit unseren spirituellen Schätzen.

Letztlich geht es bei all solchen Überlegungen jedoch nicht darum, wieder mehr Menschen zum Kirchenbesuch zu animieren, sondern darum, unsere Gottesdienste in der richtigen Weise zu feiern. Es müsste letztlich besser sein, mit weniger Menschen einen redlichen und geglückten Gottesdienst zu feiern, als durch zweifelhafte Lockmittel Menschen in einen Gottesdienst zu bringen, der seine eigentlichen Anliegen verleugnet und an dem vorbeigiert, worum es gehen sollte. Dass solch zweifelhafte Maßnahmen jedoch ohnehin keinen dauerhaften Gewinn bringen, haben die Experimente der Jahrzehnte seit dem Konzil gezeigt.

Man sollte als gläubiger Christ darauf vertrauen dürfen, dass Gottes Segen darauf ruht, wenn man nach redlichen und authentischen Wegen sucht, die Menschen der heutigen Zeit in ihrer gegenwärtigen Verfasstheit ernstzunehmen und anzusprechen. Dass die Kunst überhaupt und die Musik im Besonderen ein hervorragender Weg dazu ist, haben die Christen und die Künstler jahrhundertlang gewusst und geschätzt. Dieses Wissen ist einer Wiederentdeckung wert.